

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 3 (1941)
Heft: 12

Artikel: Bilder aus dem Volksleben : der Reiniger und die Seinen
Autor: Sonnenfeld, Franz von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860558>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nu, silbrigi Schueschnalle hei mer hütt keini meh und e Nagelschmid isch nit jedwäde. Aber armi Mannen und Fraue li git's all no. Und d'Lüt, wo hälfe, sy so nötig wie deinisch. Do hilft ekei Massnahm und kei Charte drüber ewägg.

Mache mer's also noh, se guet mer chönne!

Bilder aus dem Volksleben.

Von Franz von Sonnenfeld.
1821 — 1888

Der Reiningen und die Seinen.

Der Reiningen war eine Natur eigener Art. Früh schon hatte er seine Eltern verloren und kam dann als armer Knabe zu fremden Leuten. Von diesen wurde er nicht erzogen, sondern als Werkzeug behandelt. Der Kuhstall war seine Schule. Von Morgen früh bis in den späten Abend musste er unaufhörlich arbeiten, und je älter und stärker er wurde, um so anhaltender und angestregter vermehrte sich die Arbeit. Sein Lohn war gering. Von den Freuden, die auch dem ärmsten Kinde, welches noch einen Vater oder eine Mutter sein nennen kann, zu Teil werden, wusste er nichts. Stall und Scheune waren grösstenteils sein Aufenthalt. Auch die Freude wurde ihm selten zu Teil, in dem grünen Wald, auf der blumigen Flur oder auf dem sonnenhellen Felde zu weilen, wo das Herz des Kindes ahnungsvoll aufgeht. Auf solche Weise wurde Reiningens Gemüt frühzeitig verbittert, vergrimmt und verstimmt.

So bildete sich bei ihm nach und nach der vollständigste Egoismus, der durch die strengste Gewöhnung an die Arbeit auf das werktätigste unterstützt wurde. Seinen Lohn sparte er sorgfältig zusammen und als sechzehnjähriger Knabe schon nützte er den Vorteil, bei einem Senn als Knecht ein günstigeres Unterkommen zu finden.

Dem unermüdlichen Arbeiter konnte bald das Wichtigste der Geschäfte anvertraut werden, namentlich was Einkauf und Verkauf von Vieh, Futter, Milch, Käse, Butter usw. anbetraf. Und bei solchen Geschäften war es dann, dass Reiningen auch für seinen Sack ein Profitchen zu machen verstand. Diese vielen Profitchen zusammen aber setzten ihn nach einigen Jahren schon in den Stand, als selbständiger Bauer aufzutreten.

Er kaufte in unserm Dorfe einige Aecker und Wiesen und gründete sich einen kleinen Viehstand. Das Bewusstsein, von nun an sein eigener Herr zu sein, stärkte die Spannkraft seines Willens, die Zähigkeit seiner Nerven und die Ausdauer seiner Muskeln nur noch mehr. Unablässig war er um die Vermehrung und Verbesserung seines Besitztums besorgt. Er war der früheste, der in unserm Dorfe aufstand, und der späteste, der sich niederlegte. Und als ob jede Zeit ihm viel zu kurz zugemessen sei, verrichtete er alle seine Arbeiten in der hastigsten Eile; ging es auf das Feld oder vom Feld, so schlug er immer den Geschwindschritt an; tränkte er seine Pferde, so mussten sie den Weg zum und vom Brunnen stets im Trab zurücklegen. Weder Kälte noch Hitze vermochten seinem angespann-

ten Fleiss etwas anzuhaben, und wenn es oft Wetter war, dass man keinen Hund hinausschicken mochte, der Reiningen liess sich dadurch nicht abhalten, auf Feld und Wiesen herumzuhantieren.

Eine vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte er der Wiesenkultur, um seinen Viehstand immer einträglicher zu machen. Im Herbst und Frühling hüpfte er unermüdlich auf den Wiesen umher, um seine Stücke zu bewässern. Zu diesem Geschäft gehörte List und Behendigkeit. Hatte ein Bauer, der vor dem Reiningen das Vorrecht des Bewässerns besass, den schlammigen, fetten Bach richtig auf seine Wiese geleitet, hatte er da ausgeharrt, bis dieselbe unter Wasser gesetzt war und hatte er endlich den Reiningen mit langer Nase nach Hause laufen sehen, dann hob auch er in der sichern Voraussicht, dass die ganze Nacht über der Bach nur seine Matte tränken werde, die Spate bedächtig auf die Achsel und wandelte dem Dorfe zu. Guter Mann! Noch sitzt du nicht hinter dem Tisch bei der warmen Suppe und schon ist der Reiningen wieder auf den Wiesen, hat dein Wuhr aufgezo-gen und nun rauscht die hoch aufgestaute Flut lustig hinunter auf Reiningens Wiese und zieht sich aus den Gräben und Gräbchen der deinigen gänzlich zurück, um die ganze Nacht über wie der fruchtbringende Nil Reiningens Grundstück zu bewässern.

Es war in unserm Dorfe eine althergebrachte Sitte, dass, wenn am Samstag der letzte Schlag der Englischgrussglocke verhallt war, das Geschäft des Wässerns nicht mehr fortgesetzt werden sollte. Wer jetzt das Wasser auf seine Wiese geleitet hatte, dem durfte weder von einem Bevorrechteten die segenbringende Quelle verstopft, noch von einem andern Mattenbesitzer entzogen werden; bis am Montag blieb nun sein Recht des Bewässerns ein unantastbares und heiliges. Der Reiningen aber stand am Sonntag um Mitternacht auf, warf einen Korn sack schützend und wärmend über die Schultern und eilte mit seiner Rütthaue auf die Wiesen. Nachdem er nun auf seinen Grundstücken die Wuhren gehörig verstopft, machte er seinen Gang bachaufwärts und wie er durch die stille Nacht die Glocke zwölf Uhr tönen hörte, zog er alle herabgelassenen Schutzbretter, die er antraf, auf oder schlug diejenigen, die der Kraft seiner Hände sich nicht fügen wollten, polternd mit der Rütthaue ein, so dass denn oft von zwanzig und noch mehr Stück Matten mächtige Fluten des Reiningens eigene Wiesen unter Wasser setzten. Wenn im Dorfe noch alles unter der warmen Bettdecke schnarchte, kam dann unser Reiningen schon von einem sehr nützlichen Geschäft zurück.

In der Brust dieses schweigsamen, verschlossenen, Tag und Nacht nur auf seinen Eigennutz bedachten Mannes regte sich doch auch etwas, das wir sonderbarerweise fast Liebe nennen möchten. In einem Nachbardorfe lebte eine gar prächtige und gemüthvolle Tochter, das schönste und freundlichste Kind von der Welt. Sie war gegen jedermann gut und nie hatte man sie ein nachtheiliges Wort gegen jemand sagen hören. Wo sie durch Rat oder Tat Gutes tun konnte, sparte sie es gewiss nicht. Ihr ganzes Wesen hatte sich liebevoll gegen alle Menschen erschlossen und insofern war sie das pure Gegentheil zu Reiningen. Und dennoch liebte sie Reiningen und dennoch erwiderte sie seine Liebe. Zwar besass sie ein nicht zu verachtendes Vermögen; aber zur Ehre Reiningens müssen wir es sagen, dass es aufrichtige Zuneigung zu ihrer Person war, die in seinem Herzen Platz gegriffen

hatte. Es bleibt eben doch wahr: so weit Menschen leben, schlagen menschliche Herzen und die auch noch so lang unterdrückte heilige Empfindung blüht auf, sobald sie der rechte Sonnenstrahl trifft. Auch der Reininger war nun mit seinem so schroffen, kalten Wesen in die beseligende Sonnenwärme gerückt und mit seiner Verheiratung trat in seinem Leben ein günstiger Wendepunkt ein.

Seine Ehe mit der Tochter aus dem Nachbarorte war eine glückliche. Schon nach Verfluss eines Jahres gebar ihm seine Frau ein munteres, gesundes Mädchen. Und wie das gewonnene Heiratsgut, mehrjähriger, glücklicher Erntesegen und fortwährender, unermüdlicher Fleiss des Reiningers Wohlstand überraschend schnell vermehrten, so kam auch mehrere Jahre nach einander seine Frau in gesegnete Umstände und schenkte ihm nach und nach eine erkleckliche Anzahl lärmender Kinder. So wuchs mit der Zahl seiner Aecker und Wiesen die Zahl seiner Familienglieder, und befriedigten jene Reiningers spekulierenden Eigennutz, so erfüllte ihn das aufblühende Leben der Seinen mit einem Gefühl der Wonne, von dem er früher keinen Begriff gehabt hatte. Kein Mensch kümmerte sich früher um ihn, sein Leid oder seine Freude, er war eigentlich heimatlos; jetzt erst hatte er eine Heimat, jetzt erst stand nicht bloss sein Arm und sein Denken im Zusammenhang der Dinge, sondern auch sein Herz war nicht mehr vereinzelt; es hatte sich verschenkt, um doppelt zu gewinnen; ein geheimnissvolles Band knüpfte es an eine liebe Gattin und liebe Kinder; die Pulsschläge seines Lebens erhielten erst jetzt ihre höhere Weihe, sein unaufhörlicher Fleiss erst jetzt seine rechte Bedeutung.

Dass aber aus Saulus sogleich ein Paulus geworden wäre, muss man nicht glauben. Es ist wahr: es ging nun dem Reininger ein Licht auf über das Warum des menschlichen Daseins; aus dem Fels seines Herzens hatte der mosaische Zauberstab der Ehe den frisch sprudelnden Quell der Familienliebe gelockt — aber nur um die Seinen bekümmerte er sich, nur für ihre Verhältnisse hatte er Verständnis, Gefühl, Teilnahme und Liebe; die andern Menschen dagegen existierten für ihn eigentlich gar nicht, oder er glaubte sie, wenn er mit ihnen in Berührung kam, als Sachen behandeln zu müssen, wie auch er einst behandelt worden war. Selten konnten es daher Dienstboten lange bei ihm aushalten und wenn man ihm auch nachsagen musste, dass er im Grunde ein rechtlicher Mann sei, so hatten doch diejenigen Bauern, die Aecker neben den seinigen besaßen, immer und immer darüber zu klagen, dass seine Pflugschar ungescheut sich Uebergriffe in ihr Gebiet erlaube.

Seine Kinder hatten von ihm Fertigkeit und Fleiss, von der Mutter aber die schönen Tugenden ihres Herzens geerbt. Sorgte der Vater unablässig dafür, dass sie einst ein ordentliches Besitztum das ihrige nennen konnten, so war die Mutter mit jener umsichtigen Liebe auf ihre Erziehung bedacht, welche zuweilen eine sehr entschiedene und unwidersprechliche Strenge nicht ausschloss. Sie hielt in allem auf die genaueste Ordnung: keine Kinder besuchten die Schule regelmässiger und machten ihre Aufgaben fleissiger als die Reiningers; keine waren sauberer gewaschen und kamen anständiger gekleidet daher als sie. Dass sie in allem wahr wären, darüber wachte die gute Mutter aufs Sorgfältigste und brachte es denn auch dahin, dass die Wahrheit bei den Kindern als etwas sich von selbst

verstehendes galt. Nicht nur entweiheten sie ihren Mund nie durch eine Lüge, auch in ihrem Fühlen und Denken, in ihrem Anschauen und Begreifen gaben sie sich, wie sie waren, offen und natürlich. Auch die leidige Untugend, die man bei so vielen Kindern bemerkt, dass sie nämlich durch Schreien oder Schmeicheln bei ihren Eltern etwas zu erzwingen oder zu erbetteln pflegen, liess Frau Reininger bei den ihrigen nicht aufkommen. Hatte sie einmal etwas verweigert oder zugesagt, so blieb's dabei; das wussten die Kinder und gaben sich deshalb nicht mehr die Mühe, so oder so auf den Entschluss der Mutter einzuwirken.

Reiningers Kinder waren, wie das gewöhnlich in allen Familien der Fall ist, nicht alle gleich geartet. Frau Reininger wusste nun mit feinem Sinn die Eigentümlichkeit eines jeden wahrzunehmen und ihre Erziehungsgrundsätze demgemäss anzuwenden. So kam hier der traurige Fall, der in Familien mit vielen Kindern sich nicht selten zu ereignen pflegt, dass das eine oder das andere Kind, wie man sagt, ausartet, glücklicherweise nicht vor, und die ganze Schar wuchs wohlgestaltet und gut erzogen auf — den Eltern zur Freude, der Gemeinde zum Vorbild.

Die strenge Ordnung in der Erziehung, die ja nur aus der echten Liebe selber entsprang, ward reichlich aufgewogen durch die vielen Freuden die das Mutterherz jahraus jahrein den Kindern bereitete. Am St. Nikolaustage wurde ein jedes auf das passendste und überraschendste beschenkt; bei der Gabe fehlte nie die vergoldete Rute, aber auch nie die süsse Torte. Die Mädchen hatten immer einen erklecklichen Vorrat von Puppen, Küchengeräth, Bettzeug usw. zum Spielen. Die Knaben trugen beim Fastnachtfeuer die grössten Fackeln, am Palmtage die schönsten Palmen. Und wenn der Frühling angebrochen war, dann durften die sämtlichen Kinder ganze Sonntagnachmittage im Walde zubringen, wo die Knaben sich Pfeifen schnitten und die Mädchen Blumen pflückten, Wie jubelten und tobten sie dann!

Bücherfisch.

Hans Eppens, Baukultur im alten Basel, unter den Auspizien der Oeffentlichen Basler Denkmalpflege herausgegeben von Hans Eppens. Mit 215 Abbildungen nebst einem Uebersichtsplan. Basel, Frobenius, 1938.

Dieses schöne Buch, das 1937 in erster und schon im folgenden Jahr in zweiter Auflage erschienen ist, will ein Führer zu den Baudenkmalern der alten Rheinstadt sein und vor allem das Verständnis wecken für manche Baudenkmäler, an denen man vorübergeht, ohne ihnen besondere Beachtung zu schenken.

In einer zehn Seiten umfassenden Einführung gibt der Herausgeber eine gedrängte Darstellung der baulichen Entwicklung der Stadt und Hinweise, wie das alte Stadtbild erhalten oder wiederhergestellt werden könnte und sollte.

Die sehr glücklich ausgewählten Bilder sind in chronologischer Reihenfolge angeordnet und bringen teils Gesamtansichten von Plätzen, Häusern, Brunnen usw., teils bemerkenswerte Details. Es wäre sehr zu begrüssen, wenn das heute vollständig vergriffene Werk neu aufgelegt werden könnte.